

Nr. 185 Bydgoszcz, 15. August Bromberg 1939

B. Gerde

Das graue Gitter.

Lebensroman eines deutschen Mädchens in China.

(15 Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Eine Stunde später stand Wolf Hessenkamp vor dem Chefarzt.

„Ich bedaure sehr, daß ich Sie morgen der Polizei übergeben muß; denn ich halte Sie für einen Gentleman, mein Herr!" sagte Dr. O'Kean. „Und was die 5000 Dollars anbetrifft — bis heute hat sich niemand gemeldet, der Ansprüche auf das Geld macht. Es täte mir leid, wenn ich das Geld der Polizei aushändigen müßte. Können Sie nicht eine Verfügung darüber treffen?"

„Ich werde Ihnen des Geldes wegen Bescheid geben, Doktor", gab Wolf Hessenkamp zur Antwort. „Darf ich eine Frage an Sie stellen, Mr. O'Kean? Bekomme ich meine Kleider zurück, ich habe wichtige Papiere in meiner Brieftasche."

„Die Kleider dürfen Ihnen nicht ausgehändigt werden", sagte Dr. O'Kean. „Morgen wird Ihnen die Krankenhauskleidung gegen die Kleider der chinesischen Sträflingshaft ausgetauscht. Ich bedaure, Ihnen dies mitteilen zu müssen. Ich will Ihnen jedoch einen Gefallen tun, von Mensch zu Mensch. Sie wissen, ich glaube nicht an das Märchen, das Mr. Wyatt der Polizei auftischt. Ich will die Brieftasche mit den Dokumenten an mich nehmen, Sie können zugleich mit dem Geld über sie frei verfügen."

„Ich danke Ihnen", sagte Wolf Hessenkamp, „das ist mehr, als ich erwartet habe. Ich bitte Sie zum Schlusse nur noch um eine Auskunft. Befindet sich Miß Illing noch bei Mr. Wyatt im Strandhotel?"

Dr. O'Kean sah einige Minuten finster vor sich hin. Dann blickte er auf und wandte sich zu Wolf Hessenkamp.

„Nein, sie ist nicht mehr bei Mr. Wyatt. Sie hat Tsingtau verlassen."

„Und Sie kennen ihren derzeitigen Aufenthalt?" fragte Wolf.

„Sie ist Krankenpflegerin bei Dr. Spindler. Ich bitte Sie aber, mich jetzt nicht weiter zu fragen."

Wolf Hessenkamp atmete erleichtert auf.

„Sie glauben also, daß sie an ihrem jetzigen Aufenthaltsort vor allen Nachstellungen des Mr. Wyatt sicher ist?"

„Das glaube ich unbedingt", war die ruhig gegebene Antwort. „Dr. Spindler ist nicht mehr in Peking."

„Darf ich wissen, wo er sich jetzt befindet?"

„Ich sollte es Ihnen eigentlich nicht sagen", kam die zögernde Antwort: „Im Pestspital in Suijuan."

Wolf Hessenkamp wußte nachher nicht, wie er in sein Zimmer zurückgekommen war. Am liebsten wäre er die Wände hinaufgeklettert. Er konnte es einem Tobsüchtigen nachfühlen, den man in die Gummizelle sperren mußte.

Seine Unschuld würde sich natürlich herausstellen, auch mit verschiedenen anderen Dingen würde er diesem Mr. Wyatt auftrumpfen können. Allerdings würde kostbare Zeit damit verloren gehen. Aber Grete in einem chinesischen Pestspital — das war so ziemlich das ärgste, was geschehen konnte. Das war noch gefährlicher, als dieser armselige Mr. Wyatt.

Nach der Abendvisite legte sich Wolf Hessenkamp zu Bett. Er drehte das elektrische Licht ab und lauchte auf die Schritte im Gang, auf die Stimmen in den Nebenzimmern. Nach zehn Uhr abends wurde es ruhig.

Wolf öffnete das Fenster seines Zimmers. Es lag im zweiten Stock, die Seite seines Zimmers ging nach dem Hof. Neben seinem Fenster war die Dachrinne angebracht. Wolf Hessenkamp nahm einen Zettel und schrieb mit Bleistift einige Worte darauf; diesen Zettel legte er auf seinen Nachttisch. Dann schob er seinen Körper langsam durch das Fenster.

Ich entwickele mich ja in letzter Zeit recht eifrig zu einem Fassadenkletterer, dachte er. Die Dachrinne ließ sich vom Fenster aus erreichen. Das Rohr, das nach abwärts führte, wackelte etwas unter seinen Griffen, schien aber zu halten.

Wolf Hessenkamp ließ sich hinausschwingen, seine Füße fanden an der glatten Mauer keinen Halt. Mörtel und Mauerbrocken polterten in den Hof hinab. Langsam ließ sich Wolf Hessenkamp hinab.

Das letzte Stück der Röhre brach ihm unter den Händen aus. Wolf war nur mehr vier bis fünf Meter über dem Boden — der Fall war also nicht schwer.

Er blieb einige Sekunden im Dunkel des Hofes liegen, um zu lauschen, ob seine nächtliche Flucht beobachtet worden wäre. Aber alles blieb still.

Wolf Hessenkamp tastete sich nach der Mauer des Hofes. Es war ihm leicht, diese Mauer zu übersteigen. Ein Sprung, und er würde in Freiheit sein. Wolf Hessenkamp konnte von seinem Standplatz aus nicht das Innere des gegenüberliegenden Hofes übersehen. Kurz entschlossen sprang er los.

Ein furchtbares Geheul empfing ihn auf der anderen Seite. Der Hof war von Chinesen gefüllt, die hier der Hitze wegen im Freien gelegen hatten. Von allen Seiten stürzte man auf ihn los, riß ihn an den Beinen, hob seinen Körper auf, zwanzig Fäuste packten zu und trugen ihn im Kreise herum.

Der Gestank dieser Menge, das Brüllen und Schreien, das sich anhörte wie das Wutgeheul einer Meute Affen, die Feindseligkeit seiner Angreifer machten Wolf Hessenkamp erschauern, Er konnte sich die maßlose Wut seiner Angreifer nicht erklären, bis ihm mit einem Schlage die ganze Größe der Gefahr zum Bewußtsein kam, in der er schwebte: Er war in einen Haufen Irrsinniger gesprungen.

Hinter dem Krankenhaus mußte sich das chinesische Irrenhaus befinden. Die gefährlichsten der Kranken hatte man wohl in diesen heißen Nächten in den Hof gesperrt.

Jede Flucht war unmöglich. Zwanzig, dreißig Hände verkrallten sich in sein dünnes Krankenhausgewand, und man drängte sich um ihn, der wütende Haufe schob ihn einmal hierhin und einmal dahin.

Endlich wurde in einem Hoffenster Licht.

Eine Tür wurde geöffnet. „Wird nicht bald Ruhe unten sein", brüllte eine Stimme auf chinesisch. „Verfluchte Bande."

Einige chinesische Diener versuchten, unter dem Kommando eines Weißen Ordnung unter den Irren zu schaffen. Ein älterer Chinese hob eine Papierlaterne. Nun hatte man Wolf Hessenkamp entdeckt. Die Wärter trieben die tobenden Irren rücksichtslos auseinander und befreiten den Gefangenen aus seiner entsetzlichen Lage.

„Einer vom Krankenhaus", meldete der Chinese. „Er scheint über die Mauer geklettert zu sein."

In wenigen Minuten war die Polizei alarmiert.

„Es ist der Strafgefangene aus dem Krankenhaus", gab der Pförtner des Spitals an.

Die Polizisten nahmen sich erst gar nicht Mühe, die Kleider Hessenkamps aus dem Spital zu holen. Man brachte ihn, so wie er war, zerrissen, zerschunden und zerkratzt auf die Polizeistation.

„Es ist ein Weißer?" sagte der japanische Sergeant. „Wir müssen ihn in eine Einzelzelle sperren." Dann fiel die dicke Eichentür mit lautem Krachen ins Schloß.

*

Der ehrenwerte Herr Lu Wang Tschen hatte heute einen schweren Tag. Das war eine böse Geschichte mit diesem Mr. Camp.

Die japanischen Behörden interessierten sich plötzlich für das Schicksal dieses Gefangenen. Der japanische Polizeikommandant wünschte unverzüglich eine Untersuchung in dieser Angelegenheit. Außerdem hatten die chinesischen Amtsstellen aus Peking Auftrag gegeben, das ordentliche Verfahren einzuleiten. Es waren recht merkwürdige Zustände damals in Tsingtau. Gerichtsbarkeit war chinesisch, Polizei japanisch, Zollpolizei wiederum chinesisch.

Wenn Mr. Camp ein einfacher Schmuggler gewesen wäre, so hätte Lu Wang Tschen leichtes Spiel gehabt. Aber chinesische Behörden lassen sich Zeit, und japanische Ämter können höchst ungemütlich sein. Also tat Lu Wang Tschen das, was die japanischen Behörden verlangten. Mr. Camp wurde in das Büro gebracht und hier erst einmal einem eingehenden Verhör unterzogen.

„Ich spreche überhaupt kein Wort, bevor man mir nicht meine anständige Kleidung hierherbringen läßt", schnaubte Wolf Hessenkamp den chinesischen Beamten an. „Ich werde sonst mein Konsulat . . ."

„Wessen Konsulat?" unterbrach ihn der schlaue Chinese. „Das amerikanische oder das deutsche?"

„Hm. Ich habe Ihnen schon gesagt, erst die Kleider. Dann kann ich Ihnen eine Auskunft geben."

Lu Wang Tschen gab nach. In weniger als einer halben Stunde waren die Kleider aus dem Krankenhaus zur Stelle.

„Der Polizeikommandant ist bereits auf dem Wege hierher", sagte Lu Wang Tschen", begleitet von zwei Herren des amerikanischen Konsulats und Mr. Wyatt. Ich würde Ihnen raten, noch vorher ein ausreichendes Geständnis abzulegen. Es wird mir von Vorteil sein, und ich werde mich durch gute Behandlung im Gefängnis revanchieren. Im Gefängnis bin nämlich ich der Herr!" setzte Lu Wang Tschen hinzu.

„Mr. Wyatt also höchstpersönlich", sagte Wolf Hessenkamp grimmig. Er schien aber sehr befriedigt zu sein.

Es dauerte nicht lange, und die amerikanischen Herren betraten, gefolgt von dem japanischen Kommandanten, das Zimmer. Lu Wang Tschen schrumpfte zu einer untertänigen Verbeugung zusammen. Er war überhaupt hinter dem Aktenberg auf seinem Schreibtisch verschwunden.

Wolf Hessenkamp ging auf den Polizeikommandanten zu. „Ich erstatte gegen Mr. Wyatt Anzeige wegen Freiheitsberaubung, begangen an einer deutschen Krankenpflegerin, außerdem wegen zweifachen Mordversuches, begangen an mir, und wegen schwerer Körperverletzung."

Mr. Wyatt brach in ein brüllendes Gelächter aus.

„Sie haben anscheinend Ihren Humor im Krankenhaus nicht verloren", lachte er. Auch der japanische Polizeikommandant lächelte, mehr aus Höflichkeit gegen die amerikanischen Herren.

„Ich mache eine Anzeige gegen den Hochstapler Wolf Hessenkamp", sagte jetzt Mr. Wyatt mit lauter Stimme, „alias Camp. Er hat der Hongkong Bank 10 000 Dollar mit einer gefälschten Unterschrift herausgelockt. Ich habe mir von der Bank die betreffenden Papiere schicken lassen. Hier sind sie. Weiter hat er bei der Anglo China Bank eine Haftungserklärung auf 10 000 Dollar gefälscht. Ich hatte damals die 10 000 Dollar ersetzt, um eine gewisse junge Dame nicht in Unannehmlichkeiten zu bringen. Die Haftungserklärung wurde damals vernichtet. Ich habe jedoch das bei der Bank verbliebene Duplikat bei mir. Hier ist es! Ferner hat Mr. Hessenkamp den Balkon des Strandhotels erklettert und mich überfallen, als ich gerade eine Besprechung mit einer Dame hatte. Sie sehen noch die Narben an meiner linken Gesichtshälfte. Hausfriedensbruch und öffentliche Gewalttätigkeit, vielleicht sogar versuchter Totschlag. Dabei ist mir meine Brieftasche mit Fünftausend Dollar abhanden gekommen. Niemand anderer als Mr. Hessenkamp kann sie gestohlen haben."

„Sind Sie jetzt fertig, Mr. Wyatt?" fragte Wolf Hessenkamp. Seine Stimme war für die Situation, in der er sich befand, unheimlich ruhig.

„Ist es richtig, daß Sie bei der Hongkong Bank die 10 000 Dollar behoben haben?" fragte nun der Kommandant. „Daß Ihnen dieser Betrag dort gegen ein Akzept ausgefolgt wurde, auf dem Sie Mr. Camp zeichneten?" Dabei hielt der Polizeikommandant seinem Gefangenen das Akzept vor die Nase.

„Ich weiß nicht mehr genau", sagte Wolf Hessenkamp, „derart kleine Summen pflege ich mir nicht immer zu merken. Doch, jetzt erkenne ich meine Unterschrift. Ich hatte in Hongkong einige kleine Summen behoben."

„Sie haben also auch die Haftung für Miß Illing übernommen, die keinen Cent eigenes Vermögen besaß?"

„Es ist möglich, daß ich diese Bagatellsache erledigt habe", gab Wolf Hessenkamp zu. „Das mit der Brieftasche ist eine ausgesprochene Schurkerei dieses Verbrechers", fuhr er plötzlich auf, „alles andere ist ja nur seine Dummheit . . ."

„Schweigen Sie!" fuhr ihn jetzt der kleine japanische Polizeikommandant an. „Sie geben also alles zu?"

„Machen Sie kurzen Prozeß mit diesem Verbrecher, Hochstapler und Betrüger", sagte jetzt Mr. Wyatt. „Ich denke, Sie haben genug gehört, Herr Kommandant."

„Ich dachte wirklich, Sie würden noch einmal ein anständiger Menschen werden", meinte Wolf Hessenkamp zu Mr. Wyatt. Dann wandte er sich an die japanischen Kommandanten und an Lu Wang Tschen.

„Ich habe Ihnen noch eine Erklärung abzugeben. Sehen Sie einmal aus dem Fenster. Sehen Sie diese Bank auf der anderen Seite der Straße?"

Die Angesprochenen wandten sich interessiert zum Fenster. Diesen Augenblick benutzte Wolf Hessenkamp, um dem ahnungslosen Mr. Wyatt einen derartigen Kinnhaken in die rechte Seite seines Gesichts zu plazieren, daß der Amerikaner, ohne einen Laut auszustoßen, zusammenklappte.

„Es ist gut, meine Herren", sagte dann Wolf Hessenkamp. „Ich hatte damals im Strandhotel leider vergessen, daß jedes Ding zwei Seiten hat. Auch das Gesicht Mr. Wyatts. Ich bitte Sie, sich zuerst um Mr. Wyatt zu kümmern. Die Aufregungen scheinen in der letzten Zeit zu stark für ihn gewesen zu sein."

(Fortsetzung folgt.)

Barbarossa.

Von Otto Mittler.

Wer kennt ein Bootsmannsgig, auch Putzjolle geheißen? Es unterscheidet sich von dem schlanken, achtriemigen Kommandantengig dadurch, daß es weder schlank noch achtriemig ist, sondern plump und zweiriemig. Es hat vorn und achter je einen Luftkasten, der es am Untersinken hindert, selbst wenn es mit Wasser gefüllt ist. Es hat im Boden einen Pfropfen, der herausgezogen werden kann. Wenn man es reinigen will, so läßt man es vollaufen, spundet dann wieder zu und schöpft das Wasser aus.

Wer kannte Barbarossa? Ich meine nicht den Kaiser Rotbart lobesam, sondern jenen Seemann, der den Spitznamen zwar siebenhundertfünfzig Jahre später, aber auch aus dem Munde des Kriegervolkes bezog.

Als ich Barbarossa kennenlernte, stand er im besten Mannesalter, war aber seit seinem einundzwanzigsten Lebensjahre noch immer k. u. k. Deckmatrose vierter Klasse. Es gab eine vierjährige Dienstpflicht und außerdem die Einrichtung, daß einer die Zeit, die er im Gefängnis zubrachte, nachdienen mußte. Barbarossa diente so lange wie Erzvater Jakob um Rahel plus Lea. Dabei war er keine Verbrechernatur. Er zog sich die Strafen entweder in der Trunkenheit zu oder durch seinen Humor. Letzteres etwa so:

An einem schönen Sommersonntag hatten wir in Pola morgens um zehn Uhr bereits dreißig Grad im Schatten. Das Meer war blau wie ein Matrosenkragen und stank nach Hafen und faulem Seetang. Wir standen vorn auf Freideck zur Quartiervisite angetreten. Der Quartierführer kommandierte: „Kappen ab! Hosen auf! Messer heraus!", damit der herannahende Offizier sich davon überzeugen könne, ob auch jeder sein Klappmesser, das an einer weißen Schnur um den Hals zu tragen war, besäße, ob die Haare vorschriftsmäßig geschnitten seien und die Unterbeinkleider gewaschen. Da nun, in dieser geheiligten Stunde, zu der selbst die Ratten im Kielraum den Schwanz mit den Pfoten präsentierten, geschah es, daß die ganze Schiffsbemannung so laut lachte, daß der Admiral vom Flaggschiff mit Handsignal die Frage herüberwinken ließ, ob wir alle mit Gottes Hilfe total verrückt geworden seien.

Barbarossa war eine Woche vorher wegen seiner vorschriftswidrigen Künstlermähne bestraft worden. Als heute nun das Kommando „Kappen ab!" erscholl, zeigte er seinen Besserungswillen dadurch, daß er sich eine Glatze rasiert hatte. Nicht etwa eine Tonsur, nein! Im Kranze kurz geschnittener Haare leuchtete eine richtige Glatze, die in Ausmaß und Gestalt völlig der Glatze des Ersten Offiziers glich, der ihm die Strafe diktiert hatte, und der eben auf weißen Schuhen, den Säbel aus dem Hüftgelenk um die Beine schlenkernd, auf Freideck herauskam, um das Quartier zu visitieren.

Das war ein Gelächter! Oben auf der Brücke stand der Kommandant. Er hielt sich den Bauch, und Tränen rannen in seinen ergrauenden Bart. Er ließ Barbarossa zu sich rufen und verlieh ihm einen Liter Wein und zwei Monate Bordarrest mit je drei Tagen Dunkel als Einleitung und Abschluß.

Dies war Barbarossa. Ich sehe ihn noch heute, nach vollen zwanzig Jahren, vor mir, als hätte ich ihn gestern gesehen, wie er, die Pfeife im Munde, in irgendeinem verborgenen Winkel hockte und leidenschaftlich mit einem Kameraden das an Bord verbotene Fingerspiel spielte. Ich hörte noch die taktmäßigen Ausrufe seiner stets heiser belegten Stimme „Tre! . . . Cinque! . . . Mora! . . . Due!"

Dies war Barbarossa, stets mit grauer Ölfarbe beschmiert vom Kappenrand bis an die Stiefelspitzen. Denn er war Pfleger eines der wichtigsten Schiffsbestandteile: des Außenbordanstrichs. Solange das Schiff in See war, schlief Barbarossa irgendwo unter Deck. Sobald aber die Ankerkette durch die Klüsen gedonnert hatte, strich er eiligst die Putzjolle, kletterte mit etlichen Farbtöpften und Pinseln über die Backspiere und gab sich seiner malerischen Tätigkeit hin. Einmal täglich rief ihn der Bootsmann an und ließ sich von ihm um Außenbord rudern, um zu sehen, an welchen Stellen der Farbpanzer noch eine Verdickung vertrüge. Sonst aber war Barbarossa nächst Gott allein Herr auf seinem Kahne. Er pinselte andächtig und langsam mit breiten Strichen und ruderte ab und zu ein paar Schläge zurück, um die Fernwirkung zu studieren.

*

Leutnant Willi von der k. u. k. Festungsartillerie kam frisch aus der Kadettenschule zu den Vierern auf Fort Santa Maddalena. Seine Mutter war eine Tante unsers Navigationsoffiziers und hatte diesem geschrieben, er solle sich des Jungen annehmen. Deshalb wurde er zu uns an Bord in die Offiziersmesse eingeladen. Er benahm sich — für einen Landsoldaten — recht manierlich. Er konnte Klavier spielen, so daß unser Schiffskurat einmal nicht den Fledermauswalzer vorzutragen brauchte, den er sonst allnächtlich in einem bestimmten Stadium der Alkoholisiertheit von sich zu geben pflegte. Leutnant Willi konnte sogar singen, die anderen sangen mit, und bis ein Uhr nachts hallte das Achterschiff von dem damals neuesten Schlager wider: „Mandi, Mandi, sei doch net so hart!"

Als Leutnant Willi sich gegen ein Uhr nachts zum Aufbruch entschloß, stellte es sich heraus, daß niemand an eine Beförderungsmöglichkeit für ihn gedacht hatte. Die Dampfbarke lag mit abgebranntem Kessel an der Backspiere. Neun Mann Zollbootsbemannung zu wecken, was in solchen Fällen früher üblich gewesen war, hatte der „Alte" verboten. So kam man auf den Einfall, die Putzjolle in Dienst zu stellen. Da mußte nur Barbarossa geweckt werden, und der war für ein Viertel Wein noch zu ganz anderen Dingen zu haben, als einen Leutnant an Land zu rudern.

Also wurde Barbarossa ausgepurrt und holte sein Fahrzeug nach achter ans Steuerbordfallreep, das ob solch einer unwürdigen Berührung vor Scham errötete. Durch eine alte Bootsflagge wurde der hintere Luftkasten der Putzjolle zum üppigen Sitz umgestaltet, der Wachunteroffizier flötete den Bootspfiff, Leutnant Willi stieg ein, der Wachkadett rief „Abstoßen" und salutierte.

Alles wäre gut gegangen, wenn nicht Leutnant Willi sich, als sie etwa hundert Meter vom Schiff entfernt waren, plötzlich seiner jungen Offizierswürde erinnert und also gesprochen hätte: „Sie! Warum haben's mich denn eigentlich net 'grüßt? Das is mir aufg'fallen, Sie!"

Barbarossa hätte mit Recht darauf hinweisen können, daß er laut Dienstreglement als riemenführende Bootsbemannung keine Einzelehrenbezeigung zu leisten habe. Wenn er wollte, so sprach er auch hinlänglich Deutsch, um diese Aufklärung zu geben. Da er aber nicht wollte, erteilte er in der ihm gleichfalls geläufigen wohlklingenden Sprache Dantes seinem Gegenüber den Rat, er möge, wenn er Langeweile habe, mit seiner eignen Urgroßmutter Blutschande treiben, nicht aber einen alten Seemann behelligen.

Leutnant Willi wiederum verstand kein Wort Italienisch. Er nahm die hastig hervorgestoßenen Worte als einen Entschuldigungsversuch und äußerte überlegen: „Das glaub ich auch! Wissen's, i hätt' net schlecht Lust, Sie zum Rapport z'schicken. Mir is nur die Schererei z'viel, aber Sie könnten an einen kommen, der net so gutmütig is wie ich."

Barbarossa erwiderte nichts mehr, aber er wütete innerlich. Sein nackter Fuß stieß zufällig an den Putzpfropfen des Bootes, und sofort war sein Racheplan entworfen. Mit seinen affenartigen Greifzehen packte er den Spund, lockerte ihn und ließ langsam Seewasser ins Boot dringen.

Nach einer Weile sagte der Leutnant: „Sie! Mir scheint, das is Wasser da im Boot!"

„Aqua? Si, signore!"

„Ist denn das Boot leck?"

„Non capisco, signore."

„Ob ein Leck im Boot is?"

„Leck? Leck? Non capisco, signore."

„Ob das Schinakel a Loch hat, Herrgottnochamal!"

„Una busca? Si signore. Eh, signore!"

„Ja, was machen wir denn da?"

„Non so, signore. Andaremo a fondo, mi dico." Und er wies mit dem Haupte seitlich hinab nach dem kühlen Grunde des Meeres. Wohl wußte er, daß sein Boot auch in gänzlich vollgelaufenem Zustande vermöge der Luftbehälter nicht sinken könne. Dieses Wissen aber behielt er für sich und begnügte sich damit, daß der andre es nicht wußte.

„Sie! Können's net a bißl schneller rudern?!"

„Vogo, eh, vogo, signore. Vedete che vogo!" und er legte sich mächtig in die Riemen, nicht ohne den Spund neuerlich zu lockern.

Das Wasser stieg an den champagnerfarbenen Sommerhosen des Offiziers empor. Der erinnerte sich aus der Robinsonlektüre seiner Jugend, daß man in solchen Fällen alle Mann an die Pumpen stellen müsse, und begann, mit seiner hohen Schirmmütze — man trug damals gerade

solche von mindestens drei Liter Hohlmaß — das Wasser aus dem Boot zu schöpfen. Barbarossa betrachtete, immerfort rudernd, seine Anstrengungen mit innigem Vergnügen und ließ, den Spund fest zwischen den Zehen, für je zehn ausgeschöpfte Liter Wasser fünfzehn neue ins Boot.

Sie kamen an einer Ankerboje vorbei, einem jener riesigen, aus Stahlblech genieteten, schwimmenden Zylinder, die eine kreisförmige Plattform von etwa drei Meter Durchmesser haben und in der Mitte einen mächtigen, geschmiedeten Eisenring tragen. Barbarossa lenkte knapp an die Boje. Als sie die Bootswand streifte, zog er den Putzpfropfen völlig heraus. Der Leutnant fühlte das Wasser plötzlich bis an seine Kniescheiben steigen. Im Selbsterhaltungstrieb sprang er aus dem Kahn auf die Boje, wo er sich am Ring festklammerte und mit hinaufgezogenen Beinen sitzen blieb.

Barbarossa ließ sich noch einige Meter weiter treiben, spundete das Putzloch wieder zu, schöpfte mit einem Handeimer, den er tückischerweise verborgen gehalten hatte, sein Boot leer und ruderte gemächlich an Bord zurück.

„Boot ahoi!" rief der Bugposten ihn an.

„Putzjolle an Bord!" antwortete Barbarossa. Er hängte sein Fahrzeug an die Backspiere, enterte auf Deck und legte sich schlafen.

Der Wachunteroffizier schlug vier Glasen. Der Bugposten rief: „Alles wohl!"

Leutnant Willi schaukelte auf der Boje bis 6 Uhr morgens. Da nahm ihn eine vorbeifahrende Dampfbarke auf. Da er einen Verwandten im Kriegsministerium hatte, wurde er auf seine Bitte zwei Wochen später nach Przemysl versetzt. Dort gab es kein Meer, keine Bojen und keine Putzjollen. Dort kam er auch nicht in Versuchung, einen Matrosen zu schurigeln.

Barbarossa wurde nicht bestraft. Weder er noch der Leutnant hatten großes Interesse daran, den Vorfall in die Öffentlichkeit gelangen zu lassen. Einst, als wir auf Lissa vor einer Hafenkneipe beim Muskateller saßen, erzählte mir Barbarossa den Spaß.

In den häufigen Kunstpausen trank er einen gewaltigen Schluck des goldfarbigen Weines und ergriff mit fettglänzenden Fingern eine in frischem Olivenöl gebratene Sardine am Schwanz, um sie kunstgerecht zwischen seinen roten Bart zu torpedieren.

Das Meer vor uns war blau wie ein Matrosenkragen und stank nach Hafen und faulem Seetang.



Bunte Chronik



Charles Sealsfield war Karl Anton Postl.

Der Name Charles Sealsfield hat in der Weltliteratur einen guten Klang gehabt, und sein „Kajütenbuch" gehört sogar heute noch zu den Büchern, die man immer wieder einmal vornimmt. Wer wüßte aber zu sagen, wer Sealsfield war und wo er geboren wurde? Ein Felsblock am steilen Berghang des Thayatales, unweit der Stadt Znaim in Niederdonau, gibt darüber überraschende Auskunft. Er trägt die Inschrift „Den Manen unseres großen Landsmannes Charles Sealsfield, geboren zu Poppitz am 3. März 1792, gestorben Solothurn am 26. Mai 1854." Forscht man weiter, so findet man, daß Sealsfield eigentlich Karl Anto'n Postl hieß und der Sohn eines Ortsrichters war. Er hat die Schule in Znaim besucht und wurde von hier in ein Prager Kloster geschickt. Aber hier muß es ihm wohl gar nicht gefallen haben. 1823 verschwand er plötzlich, um erst 1826 wieder in Europa aufzutauchen. Inzwischen war er nach Amerika gegangen und dort als Charles Sealsfield ein erfolgreicher Schriftsteller geworden. 1832 hat er sich dann in der Schweiz niedergelassen.

Die Macht des Gesanges.

Der große Sänger Farinelli (der gleiche, dessentwegen Ritter Gluck eigens eine Oper komponierte und von dem Casanova ergötzlich zu erzählen weiß) war einer jener begnadeten Künstler, deren Stimme mit suggestiver Gewalt den Menschen in seinen Urtiefen aufzurühren vermag. Dazu war er ein Schauspieler von hohen Graden.

Einst spielte er in einem Stück die Rolle eines jungen Helden, der mitsamt seiner Braut von einem grausamen Tyrannen gefangen worden war. Und nun bat er in einer längeren Arie seinen vor ihm sitzenden Peiniger um Barmherzigkeit. Der Tyrann aber hatte, gemäß dem Sti die Bitte abzuschlagen und das junge Paar zum Tode zu verurteilen.

Farinelli sang und ein solch betörender Wohllaut, ein so herzergreifender, alles menschliche Denken und Fühlen wie in einem Schmelztiegel umwertender Klagegesang entströmte der göttlichen Kehle, daß der den Tyrannen darstellende Schauspieler in Tränen ausbrach, vor ihm niederstürzte und ihn umarmte, indem er rief: „Ich kann nicht!"

Das Publikum folgte ergriffen dem Vorgang und das Stück endete diesmal unter allgemeiner Zustimmung statt mit der Henkerszene mit diesem Auftritt.

Rubens und van Dyk.

Der große Niederländer Maler Mynheer Peter Paul Rubens, dessen Meisterwerke („Jüngstes Gericht" u. a.) in aller Welt bekannt sind, wurde einmal unerwartet zu einer geschäftlichen Besprechung aus seinem Atelier fortgerufen. Mehrer seiner Schüler blieben zurück und benutzten die Abwesenheit des Meisters, um seine Bilder einer ungestörten Betrachtung zu unterziehen. Besonders ein noch unvollendetes Damenporträt zog die Aufmerksamkeit der jungen Maler auf sich. Bei der sofort lebhaft einsetzenden Bewunderung und Kritik fuhr einer der Schüler etwas ungeschickt mit dem Rockärmel über das Bild und wischte dabei die rechte Hand der Dame aus, die Rubens soeben vollendet hatte,

Nun war guter Rat teuer. Was nun? Schließlich wurde der Schuldige, der als der Begabteste aller Rubensschüler galt, dazu verurteilt, die ausgelöschte Hand selbst wieder herzustellen. Am nächsten Morgen betrachtete Rubens seine Arbeit vom vorigen Tage, nickte und sagte ziemlich vergnügt: „Die rechte Hand ist nicht das Schlechteste, was ich gestern gemalt habe!" Bald darauf erzählte man ihm den Sachverhalt, er lachte herzlich und beglückwünschte seinen geschickten Schüler, der niemand anderes war als der nachmals gleichfalls berühmt gewordene Maler Anton van Dyk.



Lustige Ecke



„Propaganda".



„Hallo! Hier Müller & Meiers Badeanzugsfabrik —!"

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.
Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.
Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.